

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Eine ungekannte Welt

Judäus

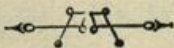
Frankfurt a. M., 1907

X. Christine von Wanfried.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2077

X.

Christine von Danfried.



I.

Christine von Schweden

—

I.

In den Dianensälen wogte ein so glänzendes, ausgelassenes Maskengetümmel, daß es schwer war, den Bewegungen der einzelnen Masken zu folgen, die in dem lebhaften Gewoge auf- und niedertauchten. Diesen Umstand machte sich ein prächtig ausgestatteter Maltheferritter zu Nutze, indem er plötzlich hinter dem Vorhang einer der vielen Seitennischen verschwand, um von seinem sicheren Posten aus die wogende Masse vorbei passiren zu lassen. Aber kaum hatte der Ritter sein abgeschiedenes Standquartier bezogen, als ihm ein Blumenmädchen nachschlüpfte. Es bedurfte der Losung nicht, sie hatten sich beide sofort erkannt und begrüßt.

„Bist Du sicher, daß uns Niemand kennt?“ fragte der Ritter mit gedämpfter Stimme.

„Vollkommen,“ erwiderte das Blumenmädchen. Ich habe alles Deinem jüngsten Brief entsprechend arrangirt und ich habe es, wie ich glaube, gut gemacht. Von zu Hause fuhr ich als Waffenträger fort, traf hier unsere Näherin Rosine, als Blumenmädchen verkleidet. Wir wechselten im Parterre die Garderobe. Sie wird von meiner Mutter jetzt bewacht, damit ich mit Dir nicht zusammenkomme. Ich glaube, der freche Mohr, den Du fortwährend hinter ihr siehst, ist der Premierleutenant von Drachenberg, der jedenfalls von meiner Mutter dazu bestellt ist, die Jugend ihrer Tochter zu hüten. Wir

können uns also ungestört bis kurz vor der Demaskirung hier aussprechen. Es ist noch mehr als eine Stunde bis Mitternacht; bis dahin können wir uns vollständig sagen, was wir uns zu sagen haben.“

„Unsere Angelegenheit wird sich kurz erledigen lassen. Es hat sich bei mir nichts verändert und ich fürchte, daß es bei Dir nicht anders sein wird. Meine Eltern sind ja keine religiöse Juden, aber in eine Heirath mit einer Christin willigen sie trotzdem so wenig, als Deine Eltern ihre Tochter je mir, dem Juden geben würden. Ich wäre ja längst bereit gewesen, mich Dir zu liebe taufen zu lassen, aber mein Vater droht mir in diesem Falle mit Enterbung, und was hättest Du von einer Verbindung mit einem Millionärssohne, der ein armer Schlucker ist.“

„Ja, so ist es,“ hauchte seufzend das Blumenmädchen, „und doch könntest Du leichter Christ werden, als ich Jüdin. Von den Millionen Deines Vaters wollen wir gar nicht reden. Sie sind unser Unglück. Wären wir nicht reich und glücklich wenn Du arm wärest? Dann würdest Du den Regungen Deines edlen Herzens folgen, die jetzt durch die Geldsäcke Deines Vaters niedergehalten werden. Ich möchte lieber arm und verachtet, aber Hand in Hand mit Dir durch's Leben gehen, als reich und angesehen, ohne Dich. Wenn Du, lieber Arthtur, nur aus Rücksicht für mich Deine Enterbung fürchtest, so ist diese Furcht unbegründet.“

„Du irrst, theure Christine, die Enterbung fürchte ich allerdings in erster Reihe mit Rücksicht auf Dich, aber es kommen doch noch andere Erwägungen hinzu, die nicht minder gewichtig sind. Glaubst Du, wenn dem reichen Arthtur Cohnstamm das Taufwasser seine Millionen wegspielt, daß Deine

Eltern dann ihre Einwilligung zur Verheirathung mit einem armen Christen, nein, mit einem getauften Juden geben werden? Die Kirche mag uns Juden durch die Taufe immerhin als richtige Christen anerkennen, aber für die öffentliche Meinung bleiben wir immer Juden, wenn auch getaufte Juden. Hast Du schon einmal von getauften Christen gehört? So müßte man uns doch nach der Taufe billiger Weise nennen und selbst diese bloße Anerkennung versagt man uns ebenso hartnäckig, von Seiten der Juden wie von den Christen."

Arthur Cohnstamm seufzte tief auf. Christine ergriff beruhigend seine Hand und sagte mit einschmeichelnder Stimme:

"Ich sage Dir ja, wir wollen einmal den leidigen Geldpunkt ganz außer Betracht lassen. Nehmen wir einmal an, er existirte gar nicht, so kannst Du doch leichter Christ werden, als ich Jüdin. Ihr lebt, denkt, fühlt und verkehrt doch das ganze liebe Jahr hindurch wie wir Christen. Ihr besucht christliche Gesellschaften und ladet sie zu euch ein, ihr habt selbst in euren Tempeln christliche Kircheninstrumente, ihr verleugnet ostentativ euere jüdischen Namen, ihr zündet am heiligen Abend den Christbaum an, ihr eßt und trinkt mit den Christen zusammen, was den Juden durch ihre veraltete Religion verboten ist, warum sollten Deine Eltern auf halbem, auf mehr als halbem Weg stehen bleiben und muthlos vor der letzten folgerichtigen Consequenz ihrer ganzen Lebensrichtung zurückschrecken? Ich begreife, daß Deine Eltern die Religion, in der sie geboren sind, nicht wechseln wollen, aber ihren einzigen Sohn können sie im Ernste nicht von dem zurückhalten wollen, wohin doch ihre ganze Lebensrichtung zielt. Das ist eine Caprice, die sie nicht ewig festhalten werden, wenn ihnen Dein Wille sanft, aber entschieden entgegentritt. Meinst Du nicht?"

Da auf die Frage, statt einer Antwort nur ein vieldeutiges Achselzucken folgte, fuhr Christine fort:

„Und nun male Dir einmal den Gedanken aus: Christine von Wansfried, die Tochter des Generalmajor von Wansfried, eine Jüdin! Gäbe es für unsere Familie eine größere Entehrung als die Schmach, daß ihr geliebtes Kind, einen solchen Schritt thäte? Wir sind treu überzeugte Christen, wir verkehren nicht mit Juden und Juden verkehren nicht mit uns; als meine Eltern vor Jahresfrist nur hörten, daß wir uns kennen, gab es eine Scene, die mich einen viermonatlichen Hausarrest kostete. Es ist heute seit vier Monaten das erste Mal, daß ich wieder in die Gesellschaft wie sonst darf. Aber man hat mir Spione nachgeschickt, um jedes Zusammentreffen mit Dir sofort zu verhindern und meinen Eltern zu berichten. Ich habe Rosine verboten, daß sie mit irgend Jemanden ein Wort mehr als im Vorübergehen spricht. Man würde sonst der Maske nachgehen, um festzustellen, ob Du nicht etwa dahinter steckst. Kann ich unter solchen Umständen nicht schwerer Jüdin werden, als Du Christ? Und doch würde ich vor dem Schritt und dem Bruch mit meinen Eltern nicht zurückschrecken, wenn ich nur sicher wäre, daß Deine Eltern dann ihre Zustimmung zu unserer Verbindung geben.“

„Das ist es ja eben,“ bemerkte mit tiefer Nachdenklichkeit der Maltheserritter Arthur Cohnstamm, „daß es aus der Sackgasse, in die wir eingesperrt sind, keinen Ausweg giebt. Da ihr kaum so viele Hunderttausende habt, als wir Millionen, so sieht mein Vater diese Verbindung als eine Mesalliance schlimmster Sorte an, auch wenn Du eine Jüdin wärest. Vielleicht würde ihn die Verschiedenheit des Besitzes aber nicht hindern seine Einwilligung zu geben, wenn er dadurch in ver-

wandtschaftliche Beziehung mit einer Familie von so altem Adel gelangen könnte. Aber daran ist ja nicht zu denken, da Deine Eltern Dich verstoßen würden und von der neuen Jüdenfreundschaft nichts wissen wollten. Und da meine ich doch, daß uns unser Weg vorgezeichnet wäre. Werde ich Christ, so werde ich enterbt und hin von meinen und Deinen Eltern verstoßen. Heirathe ich Dich als Christin, so ist dasselbe der Fall. Wenn Du Dich aber entschließen könntest, Jüdin zu werden, so würde mein Vater in unserer Verbindung nur eine Mesalliance erblicken, die aber keine Enterbung zur Folge haben würde. Ein solches Opfer kann ich jedoch nicht von Dir verlangen, denn Jahre würden doch darüber hingehen, bis meine Eltern wieder besänftigt werden.“ —

„Himmel, es schlägt dreiviertel auf zwölf, ich muß Rosine aufsuchen und kann keinen Augenblick mehr verlieren, sonst wird unser Geheimniß verrathen. — Schreibe mir an die bisherige Adresse, und ich werde es auch so machen. So viel steht fest, es muß einer von uns beiden seine Religion wechseln, wir werden uns darüber noch brieflich verständigen. Leb' wohl!“

II.

Acht Tage nach dieser Begegnung treffen wir Fräulein Christine von Wansfried in der Lernstube des greisen Rabbiners S.

„Ehrwürdiger Herr,“ begann Christine, „ich möchte Jüdin werden und bitte Sie mir die Bedingungen mitzutheilen, unter welchen ich in's Judenthum eintreten kann.“

Sie hatte diese Worte mit fieberhafter Hast, aber in einem Tone gesprochen, aus dem die Gewißheit klang, daß man

sie mit offenen Armen als Jüdin begrüßen würde. Wie war sie daher erstaunt, als sie gar keine große Freude über diesen Entschluß bei dem Greise gewahren konnte! Leutselig erwiderte der Greis:

„Wie ich aus Ihrer Visitenkarte ersehe, gehören Sie einer bekannten Familie von altem Adel an; was veranlaßt Sie zu einem so bedeutungsvollen Schritte?“

„Ich möchte einen jüdischen jungen Mann heirathen, den ich von ganzem Herzen liebe, dessen Eltern aber nicht in eine Ehe mit einer Christin willigen.“

„Ah, ich ahnte so etwas; nachdem Sie mir nun meine Ahnung selber als zutreffend bestätigen, erkläre ich Ihnen, Sie können niemals Jüdin werden.“

„Warum nicht?“ fragte Christine erstaunt.

„Unsere Religion gestattet die Aufnahme von Proselyten nur in seltenen Fällen. Ich bin heute über siebenzig Jahre alt, aber von den vielen, welche mich im Laufe der Jahre um Aufnahme in den Bund Abrahams ersuchten, habe ich nicht eine einzige Person gefunden, die die erforderliche Qualifikation gehabt hätte.“

„Und was wären die Bedingungen, die Ihre Religion verlangt?“ fragte etwas schnippisch Christine.

„Zunächst muß die Gewißheit vorhanden sein, daß die Liebe zur Wahrheit, wie sie das Judenthum lehrt das e i n z i g e Motiv für den Religionswechsel ist. Die bloße Behauptung, von diesem Motiv beseelt zu sein, darf dem gewissenhaften Rabbiner nicht genügen. Es gehört oft eine schwierige, langjährige Beobachtung dazu, um über alle Zweifel festzustellen, daß es nur die Liebe zum Judenthum ist, welche einen solchen Entschluß zur Reife gebracht hat.“

„Wer sagt denn, daß ich keine Liebe zum Judenthum hätte?“ —

„Sie selber, mein gnädiges Fräulein, sagten es mir ja, daß es die Liebe zu einem jüdischen jungen Manne ist, die Sie bestimmt. Das Judenthum können Sie schon deshalb nicht lieben, weil Sie es nicht kennen. Werden Sie aber erst die Ansprüche kennen lernen, die es an seine Befenner stellt, so wird die Schwierigkeit, ihm gerecht zu werden, gewiß alles andere leichter zur Folge haben, als Liebe. Jedoch selbst angenommen, Sie würden das Judenthum auch wirklich lieben, o, würden Sie es eben nur auch lieben. Ihre erste Liebe gehörte Ihrem Geliebten und sie bliebe doch das erste und wahrscheinlich einzige Motiv Ihres Interesses für das Judenthum. Deshalb ist für Sie jede Möglichkeit ausgeschlossen, je Jüdin werden zu können.“

„Gestatten Sie mir noch eine Frage?“

„Gewiß, ich stehe gerne zu Ihren Diensten.“

„Wenn Sie die Ueberzeugung erlangt hätten, daß ausschließlich die Anhänglichkeit an das Judenthum meine Bekehrung zu ihm bestimmt, würden Sie mich dann aufnehmen?“

„Auch dann könnte ich Ihrem Wunsche nicht ohne weiteres entsprechen. Dann wäre es meine Pflicht, Sie auf die weitgehendsten Folgen aufmerksam zu machen, die ein solcher Schritt für Sie haben muß. Sie verlassen die herrschende Staatsreligion, in welcher Sie geachtet und geehrt dastehen und schließen sich einer Religion an, deren Befenner so viele Zurücksetzungen, Kränkungen und selbst Verfolgungen gerade wegen ihres religiösen Bekenntnisses zu erdulden haben. Warum sollten Sie das thun? Wenn Sie Ihrer Religion treu bleiben und ihren Satzungen gemäß einen frommen Lebens-

wandel führen, so können Sie des einstigen Lohnes der ewigen Seligkeit sicher sein, nach der Lehre des Judenthums. Es verdammt nicht die Befenner anderer Religionen, es lehrt vielmehr, daß die Frommen aller Völker Antheil am künftigen Leben haben. Warum sollten Sie sich das Leben dieser Welt so leichtthin verkümmern? Für uns, die wir als Juden geboren sind, wäre das Vertauschen der Väterreligion mit einer anderen, allerdings ein schweres Verbrechen. Aber für Sie liegt kein Grund vor, Ihre Religion aufzugeben und die Erschwerungen mit der Verantwortlichkeit hinzunehmen, die sich an Ihren Eintritt in das Judenthum knüpfen würden. Für uns, die wir darin geboren und erzogen wurden, verdienen diese Erschwerungen kaum diesen Namen, aber wenn Sie sich diesem Regime unterziehen wollten, in Speise und Trank, was die Heilighaltung der Sabbathe und Feiertage und viele andere Satzungen betrifft, Ihnen müßte es in der That schwer, wenn nicht geradezu unmöglich sein, allen diesen Verbindlichkeiten gerecht zu werden. Wollten Sie aber die betäubend große Zahl der Juden noch vermehren, die es nur dem Namen nach sind, die sich aber in Wirklichkeit über die Satzungen ihrer Religion hinwegsetzen, dann mögen Sie vor dem strafenden Unwillen desjenigen zittern, der ein solch frivoles Spiel mit dem Allerheiligsten nicht ungeahndet lassen wird!

„Verzeihen Sie, ehrwürdiger Mann, ich bin ganz überrascht über jedes Wort, das ich von Ihnen höre. Ich sehe wohl ein, daß man seine Religion nicht wechselt wie ein Kleid, aber ich begreife nicht, wie Sie Jemand abwendig machen können, von einer Religion, von deren Wahrheit und Vortrefflichkeit Sie doch selber am meisten überzeugt sein müssen?“

„Was einem lieb ist und theuer, drängt man anderen nicht auf. So handelt man selbst nicht bei materiellen Gütern, um wie viel mehr bei idealen. Seine schlechte Waare muß der Kaufmann anpreisen, die gute spricht durch ihren eigenen Werth und wird dem Käufer um so erstrebenswerther, je lieber der Kaufmann sie für sich behalten möchte.“

„Aber Sie glauben doch an die Wahrheit und Vortrefflichkeit Ihres Judenthums. Sie müssen demnach doch annehmen, daß dasselbe einmal Gemeingut der ganzen Menschheit werden wird, wie sollte das je möglich sein, wenn alle so handeln wollten, wie Sie jetzt mir gegenüber handeln?“

„Lächelnd erwiderte der Rabbiner: „Ich kenne einen sehr reichen, geizigen Mann, der noch nie einen nach Hilfe Suchenden mit einer Gabe erfreute. Ein dreister Armer, welcher ebenfalls mit der stehenden Redensart: „Ich gebe prinzipiell nichts!“ abgewiesen worden war, fragte darauf den Geizhals: Sie geben doch zu, daß das Geld ein Kommunikationsmittel ist, daß es lediglich den Zweck hat, den geschäftlichen Verkehr zu vermitteln und zu erleichtern, daß es diesen Zweck verfehlt, so lange es in eisernen Truhen todt daliegt, daß es ihn erst erfüllt, wenn es in lebendigem Verkehr unter den Leuten circulirt; wenn aber alle Welt mit ihrem Gelde so an sich halten wollte, wie Sie, wie würde das Geld seinen Zweck als Verkehrsmittel erfüllen, wie käme es unter die Leute? Der Geizhals schmunzelte und meinte, er wäre der glücklichste Mensch der Welt, wenn ihn keine Sorgen quälten als diese. Sie sei aber jedenfalls nicht stark genug, um ihn zu bestimmen, sein Geld unter die Leute zu werfen. Wenn aber dem Frager diese Frage keine Ruhe lasse, so könne er ihm versichern, daß schon anderweitig dafür gesorgt sei, daß das Geld in's Rollen und in die Welt käme. — Sehen

Sie, verehrtes Fräulein, ich bin auch ein Geizhals dieses Schlages, der fest an seinen heiligen idealen Gütern hängt. Ob und wie diese einst unter die Welt kommen, das hat mir noch wenig graue Haare gemacht. Das überlasse ich dem, zu dessen Ehre ich dieses heilige Gut treu bewahre.“

„Dann müssen aber nach Ihrer Ansicht auch alle unsere Missionsbestrebungen tadelnswerth sein, und Sie werden doch den segensreichen Erfolg nicht bestreiten, den diese Verbreitung des alten und neuen Testaments unter den Heiden und Wilden zu verzeichnen hat?“

„Wenn ich ihn auch bestritte, so brauchte für Sie das Urtheil eines Rabbiners über spezifisch christliche Angelegenheiten nicht maßgebend zu sein. Aber ich bestreite ihn nicht einmal. Man mag über Christenthum und Judenthum denken, wie man immer will, daß das letztere vielseitigere und größere Anforderungen an seine Befenner stellt als das erstere, daß das Judenthum schwerer zu erfüllen ist, als das Christenthum, darüber dürften alle einig sein. Wenn ich also wirklich der Ansicht wäre, daß das Judenthum einst Gemeingut der ganzen Menschheit würde, so könnte ich mich der Verbreitung des Christenthums unter den Heiden nur freuen und müßte darin einen großen erfreulichen Fortschritt erblicken.“

Christine hatte gehofft, den Rabbi zu einer Beurtheilung einer christlichen Einrichtung zu drängen, um daran wiederholt die Bitte zu knüpfen, ihr doch von der Losfagung von einer solchen Religion behilflich zu sein. Aber die kluge, duldsame Sanftmuth des ehrwürdigen Greises hatte sie so vollständig entwaffnet, daß sie die religiöse Disputation aufgab und wieder versuchte, direkt auf ihr Ziel loszusteuern.

„Wie können Sie aber behaupten,“ fragte sie plötzlich,

„daß der Eintritt in's Judenthum so schwer ist, erst vor wenigen Wochen hat doch Fräulein Zugmüller von der großen Oper sich zum Judenthum bekehrt, um einen jüdischen Herrn zu heirathen?“

„Es ist mir darüber nichts Näheres bekannt, obwohl ich hörte, daß die Zeitungen über den Fall berichteten. Ich hatte damit nichts zu thun, ich weiß nicht einmal, ob die Aufnahme hier erfolgt ist. Vielleicht, daß der Prediger der Reformgemeinde die Sängerin aufgenommen hat. Derselbe hat wenigstens schon Proselyten in's Judenthum aufgenommen.“

„Es giebt also bei Ihnen auch verschiedene Judenthümer, wie das Christenthum in Konfessionen getheilt ist? Das ist mir neu; und wie heißt der Rabbiner der reformirten Konfession?“

„Er heißt Dr. J. in derstraße, unmittelbar neben dem neuen Tempel.“

„Ich bin Ihnen für diese Mittheilung sehr dankbar,“ sagte Christine, indem sie sich erhob. „Ich glaube, daß ich dort rascher zum Ziele kommen kann.“

„Vielleicht!“ erwiderte ernst der Rabbi. „Sie sind jung und von einer Leidenschaft erfüllt, die auch erfahrene Leute unfähig machen könnte, die Wahrheit zu erkennen. Nehmen Sie von einem alten Manne einen ernststen Rath an und treiben Sie kein frivoles Spiel mit dem Allerheiligsten! Brechen Sie nicht mit der Religion Ihrer Eltern und mit diesen selbst und zittern Sie davor, das Bekenntniß einer anderen Religion zu heucheln; das wird nicht ungestraft bleiben!“

„Besten Dank für Ihren freundlichen Rath, entschuldigen Sie die Störung!“

Mit diesen Worten verließ sie den Rabbi und ließ ihre Droschke direkt zu Dr. J. fahren.

III.

Herr Dr. J. war ein liebenswürdiger, kahlköpfiger, glattrasirter Herr, der sich ungemein von dem hohen Besuche des adeligen Fräuleins geschmeichelt fühlte. Als Christine ihm den Zweck ihres Besuchs erzählt hatte, reichte er ihr väterlich die Hand, beglückwünschte sie zu dem heroischen Entschlusse das Judenthum anzunehmen und versprach ihr in allen Beziehungen hilfreich zur Seite zu stehen. Er wolle sie selber unterrichten und alles thun, um sie möglichst bald ihren Zielen entgegen zu führen.

Christine hatte nun verschiedene Bedingungen zu stellen. Erstens solle die Sache zunächst strenges Geheimniß bleiben. Sie wollte ihren Geliebten mit ihrem Judenthume überraschen. Seine Eltern hatten ihm nämlich die Mittheilung gemacht, daß sie ihn demnächst verheirathen wollten. Er hatte dieselben gebeten, ihm noch vier Wochen Frist zu gönnen. In dieser Zeit wollte er mit seiner Geliebten den Plan entwerfen, wie sie sich beide der elterlichen Gewalt entziehen und ihre Verbindung auf eigene Faust perfekt machen könnten. Er hatte einen Plan ausgedacht, den er aber nicht dem Papier anvertrauen wolle, es sollte eine Ueberraschung für ihre nächste Zusammenkunft sein, die auf den 15. März im Café Livoli festgesetzt war. Daß sie bis dahin vollkommen Jüdin sei und sich durch ein Zeugniß des Rabbiners ausweisen könne, war ihr Hauptbedingung.

Einen besseren Beweis ihrer opferbereiten Liebe und Treue konnte sie ihrem Geliebten nicht geben.

Auch darin willigte Herr Dr. J. Christine nahm angeblich jeden Nachmittag einen soeben eröffneten Coursus im Sticken und Nähen mit, um ihre Eltern über ihre Abwesenheit vom Hause zu täuschen. In Wirklichkeit genoß sie aber in dieser Zeit den Religionsunterricht des Herrn Predigers der Reformgemeinde. Als alle Formalitäten erledigt waren, theilte Herr Dr. J. seiner Convertitin auch mit, daß man in früherer Zeit es rigorosser mit der Aufnahme von Proselyten genommen hätte. Ihm genüge ihre eidliche Versicherung daß sie in aller Zeit und Fahrniß treu dem Judenthume angehören wolle; einen Eid, den Christine auch ohne langes Besinnen leistete. Sie hätte auf Verlangen ein halbes Duzend Eide geschworen, wenn sie ihre Sache so glatt und rasch erreichen konnte.

Schon drei Tage vor dem 15. März waren alle Förmlichkeiten erledigt und Christine hatte es schwarz auf weiß in der Tasche, daß sie nun Jüdin sei. Sie hieß nunmehr Sara. Sie brannte vor Begierde diese Bescheinigung ihrem Arthur bei ihrem bevorstehenden Rendez-vous zu überreichen. Der 15. März kam heran. Sie ging wie gewöhnlich in die Straße, in welcher der angebliche Stick-Coursus abgehalten wurde, nahm dort eine Droschke und fuhr in's Café Tivoli. Schon von der Ferne sah sie ihren Arthur sehnsüchtig nach ihr ausblicken. Noch wenige Minuten und sie lagen sich in den Armen.

„Liebe Christine, ich habe Dir eine bedeutsame Ueerraschung mitzutheilen, die, wie ich hoffe, unser Geschick günstig wenden wird; ich habe mich taufen lassen, ich bin jetzt Christ und nichts hindert — —“

Weiter konnte Arthur nicht sprechen; denn Sara fiel in einen lauten Schrei ausstoßend in ihren Fauteuil zurück und starrte ihren Geliebten sprachlos an.

„Wenn ich geahnt hätte, daß Dich ein Religionswechsel so aufregt, hätte ich ihn Dir sicher nicht als Ueberraschung mitgetheilt. Aber ich glaubte Dir eine große, die größte Freude zu bereiten und nun, was ist es, was Dich so entsetzt?“

Statt jeder Antwort griff Christine in ihre Tasche und überreichte den Schein des Rabbiners. Nun war die Reihe sich zu entsetzen auf Seite Arthurs. Abergläubisch wie er war, erblickte er in diesem Vorgang ein böses Omen. Aber einige Gläser Champagner genügten, um alle Bedenken fortzuspülen. Das Pärchen beredete sich das Opfer, das sie gegenseitig sich gebracht, beweiße, wie sehr sie zusammen gehören. Sie verließen noch an demselben Nachmittag mit dem Schnellzug ihre Vaterstadt, verabschiedeten sich brieflich von ihren Eltern und fuhren nach Belgien, wo sie in der That niemals entdeckt wurden.

* * *

Einige Tage, kurz vor Peczach vorigen Jahres kam unsere Puhfrau mit verweinten Augen zu mir und fragte mich, ob ich die große Gnade haben wollte, ihr zehn Mark von ihrem Arbeitslohn vor auszahlen zu wollen. Sie habe drei frange Kinder zu Hause liegen, von welchen eins mit dem Tode ringt und sie könne ja Tags über nicht einmal bei ihren franken Kindern bleiben, denn sie müsse unablässig das kärgliche, tägliche Brod verdienen.

„Und Ihr Mann?“ fragte ich.

„Mein Mann ist schon seit drei Jahren todt; er hatte sich dem Trunk ergeben und erlag dem Säuferwahnsinn.“

Ich gab ihr die zehn Mark und ersuchte sie mir eine Quittung darüber auszustellen. Sie kam dem nach und unterzeichnete dieselbe: Sara von Banfried.

Sind Sie von Adel,“ fragte ich, „davon haben Sie uns ja nie etwas gesagt?“

Daraufhin erzählte sie mir die obige Geschichte, und die ganze Kette von Unglücksfällen und Leiden, die ihr ganzes Leben ausmachten und sie immer tiefer und tiefer sinken ließ.

„Ich bin heute,“ so schloß sie mit von Thränen erstickter Stimme, „eine arme Buherin, die geplagte Mutter dreier kranker Kinder. Aber andere Arme hält der Gedanke an Gott aufrecht. Ich bin dagegen eine Heidin, die Religion meiner Eltern habe ich abgeschworen und die der Juden zum Schein angenommen, meine armen Kinder sind Heiden; mein Arthur ist todt, meine Eltern sind todt und aus den Tagen meiner heiteren, sonnigen Jugend klingt mir Tag und Nacht, früh und spät, der Mahnruf des großen Rabbi nach:

„Treiben Sie kein frivoles Spiel mit dem Allerheiligsten, das wird nicht ungestraft bleiben!“



